INGE GINSBERG (1922–2021)

«Ich will nichts haben, was mich zurückhält»

Am 20. Juli 2021 ist Inge Ginsberg nach einem bewegten Leben in Zürich gestorben. Ein Nachruf zu ihrem 100. Geburtstag.

VON PETER KAMBER

«Das Wichtigste im Leben ist Überleben», sagt Inge Ginsberg mir im September 2020 beim Interview. Und fügt hinzu: «Man muss schauen, wie man selbst die nächsten zehn Minuten überlebt. Nicht den Tag! Zehn Minuten! Das ist wichtig. Und das ist bis heut geblieben. Das sage ich immer Marion, meiner Tochter. Man kann immer die nächsten zehn Minuten überleben, auch wenn alles ganz schlecht wird. Überleb erst mal die nächsten zehn Minuten und dann wieder zehn Minuten. Das würde ich den Leuten sagen.»

Knapp aus Wien entkommen

Inge Ginsberg wurde am 27. Januar 1922 geboren und stammt aus einer jüdischen Wiener Familie. Ihr Vater Fritz Neufeld besass ein Speditionsunternehmen. 1938, nach dem sogenannten Anschluss Österreichs und dem Novemberpogrom, wird Fritz Neufeld verhaftet, ausgerechnet von einem seiner Chauffeure, der sich als links ausgibt, aber ein heimlicher Nazi ist. Er wird ins KZ Dachau gebracht. Inge versucht alles, um ihn freizubekommen. Einer verspricht, ihr im SS-Hauptquartier eine Hintertür offen zu lassen. So kann sie vorsprechen – und erhält als Sechzehnjährige für den Vater einen Entlassungsschein.

Inge Ginsberg

Er muss unverzüglich ausreisen, kommt nach England, kann aber die Familie nicht nachziehen. Inge muss das Gymnasium in Wien verlassen und beginnt eine musikalische Ausbildung. Leiter der Umschulung ist ihr späterer Mann Otto Kollmann, der Kindern das Akkordeonspielen beibringt, damit sie an der Strassenecke etwas Geld verdienen können. Doch mit Musik ist bald Schluss. Sie selbst leistet in der Wiener Mariahilfer Strasse in der kleinen, aber wehrwirtschaftlich wichtigen Nähfadenspinnerei Fischer Nachtdienst – und wohnt von da an bei ihrer Tante. Im Mai 1942 wird diese von der Gestapo abgeholt, zusammen mit dem Onkel Moritz Bock, einem unter Berufsverbot stehenden Anwalt.

Als auch die Grosseltern deportiert werden und im September 1942 der Befehl eintrifft, ihre Mutter Hilde, ihr Bruder Hans sowie sie und Otto hätten sich zum Transport nach Osten am Wiener Aspangbahnhof einzufinden, lassen sie nur ihr Gepäck hinbringen. Darauf sind sie sechs Wochen lang ständig auf der Flucht. Sie überleben nur dank Inges kommunistischen Freunden: «Weil ich komm aus einem sehr, sehr reichen Haus. Meine Grosseltern waren die reichsten Juden in der Tschechoslowakei, und was bin ich daher geworden? Eine Kommunistin.» Der Besitzer der Nähseidenfabrik verschafft ihr durch die Kirche ausgestellte falsche Geburtsurkunden. Dank dieser kann sie Wien hinter sich lassen. Ein ehemaliger Verehrer der Mutter, ein österreichischer Graf, lässt sie über die Grenze schmuggeln.

Sammellager in der Schweiz

Auf Schweizer Seite treffen sie auf einen rätselhaften Mann, der sie zum Prättigauer Dorf St. Antönien lotst. Wären sie beim Grenzübertritt aufgegriffen worden, hätte die Schweiz sie sofort zurückgeschickt; zwei Monate zuvor hatte das Land die Grenzen für Flüchtlinge geschlossen. Vor den Toren Zürichs kommen sie ins Zivilinternierungslager Adliswil im Sihltal, eine ehemalige Seidenstoffweberei, seit 1942 das grösste Sammellager der Schweiz. Otto und sie, obwohl verlobt, werden nach dem Winter 1942/43 getrennt. Er muss ins Arbeitslager Mezzovico im Tessin. Dort wird er, weil er Akkordeon spielt, zu einem anderen Dienst eingeteilt: «Er war Nachtwächter, weil er nachts nicht schlafen konnte, und da hat er die Leute um 5 oder 6 Uhr früh mit seinem Akkordeon aufgeweckt.» Sie kommt nach Luzern und wäscht den ganzen Tag Wollsocken aus Männerlagern von überall her.

In seiner Freizeit spielt Otto auf den Plätzen Luganos selbstkomponierte Lieder, so wie er es einst seinen Schüler:innen in Wien beigebracht hat. Da wird er als Musiker entdeckt und erhält Engagements als Barpianist. Ein junger Holländer, der im Konsulat der niederländischen Exilregierung angestellt ist, wird ebenfalls auf ihn aufmerksam und rekrutiert ihn 1943 für den US-Geheimdienst.

Im Winter 1943/44 spielt Otto jeden Abend im Hotel Palace in Wengen. Da lernt er offenbar den Solothurner SP-Regierungsrat Jacques Schmid kennen, der dafür sorgt, dass Inge nach Lugano kommt: nicht irgendwohin, sondern zu Bill Nabarro, jenem jungen Holländer, der inzwischen für das amerikanische OSS – das Office of Strategic Services, einen Vorläufer der CIA – eine geheime Villa am Fusse des Monte Brè leitet. In dieser Geheimvilla betreut Inge Ginsberg italienische Partisanen, die im Schutz der Nacht über die Grenze kommen, wie sie in ihren 2008 erschienenen Erinnerungen «Die Partisanenvilla» schildert.

Das war die Villa Westphal, 1991 wurde sie abgerissen. Gelegentlich bringen Bill Nabarro und Inge Waffen und Medikamente direkt zur Grenze. Um die Grenzwächter abzulenken, spielen sie «die zerstrittenen Verliebten». Holen sie Partisanen nach Lugano, stopfen sie diese in den Fiat Topolino, und zwei Männer setzen sich aufs Dach.

Indirekt wird Inge Ginsberg auch Zeugin der Operation Sunrise, die zu einer Teilkapitulation der deutschen Truppen in Norditalien führt. Zweimal hat der SS-General Karl Wolff schon inkognito in der Schweiz mit dem OSS verhandelt. Dann wird er in seiner Befehlsstelle am Comer See von einer Gruppe italienischer Partisanen eingeschlossen. Angeführt von OSS-Agent Donald Jones holt ein Konvoi mit Inges Partisanen den SS-General dort heraus – eingerollt in einen Teppich im Kofferraum eines der drei Fahrzeuge – und bringt ihn in ein kleines Hotel in Lugano. Diese Aktion verschont das Leben vieler Menschen, rettet aber auch Wolff, der als «höchster SS- und Polizeiführer» in Italien für unsägliche Gräuel verantwortlich war.

Musik gegen die Albträume

Direkt nach dem Krieg beginnt Inge Ginsberg, mit ihrem ersten Gatten Otto Kollmann im Musikgeschäft zu arbeiten, auch in Hollywood. Er komponiert, sie verfasst die Texte dazu. Kollmann, der als Barpianist ein starker Raucher geworden ist, stirbt schon 1974 in Zürich, erst 58 Jahre alt. Inges Bruder Hans Neufeld wird, wie schon der Vater, Uhrensammler – und in Zürich Mitbegründer des Uhrenmuseums zum Rösli.

Inge Ginsberg dagegen erklärt: «Ich will nicht sammeln, ich will nichts haben, was mich zurückhält, ich will frei sein. Sammle nix.» Sie lacht auf. «Ich kann jetzt schon weggehen, ohne dass ich noch einmal zurückschau! Freiheit!» Mit ihrem dritten Ehemann, Kurt Ginsberg, lebt sie dann hauptsächlich in New York. Nach dessen Tod macht sie aus ihren eigenen Gedichten Musikvideos: «Wie ich neunzig war, hat meine Singkarriere begonnen. Ich kann ja nicht singen.» Einem breiteren Publikum wird sie so als «Heavy Metal Grandma» bekannt. Musik, sagte sie, sei immer noch «ein grosser Teil von meiner Freude. Ich schlaf mit einem Radio ein, und wenn ich nicht schlafen kann, höre ich Musik. […] Wenn ich träume, habe ich nur Albträume. Und ich bin immer bereit, mich draus aufzuwecken. Und meistens Albträume, wo ich davonlauf!»

Als ich sie zum Schluss unseres Gesprächs nach ihrem Lebensmotto fragte, antwortete sie: «Das schreibt, ich glaube der [Julio] Cortázar: ‹Wer weiss, von wem wir uns in diesem Haus heute verabschiedet haben, und wissen es nicht, wussten es nicht.› Sie fragen mich, was so meine Leitsätze sind. Das ist wohl der wichtigste: Du gehst weg und weisst nicht, ob du den anderen je wiedersiehst.»

Peter Kamber ist Autor und Historiker. Sein Filmporträt «Lehren eines Lebens. Inge Ginsberg, geboren 1922 in Wien» wurde in diesen Tagen fertig.

NEUES AUS DER WISSENSCHAFT

Kleiner Wurm – ganz gross

VON FRANZISKA MEISTER

Wer hätte das gedacht: Noch in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts galten sie als Schädlinge. Dann kam Charles Darwin und formulierte eine kühne These: «Es darf bezweifelt werden, dass sich noch viel mehr solcher Tiere finden lassen, die in der Weltgeschichte eine derart wichtige Rolle gespielt haben wie diese einfach organisierten Lebewesen.» Dem setzen jetzt Geoarchäolog:innen der Uni Kiel noch eins obendrauf. Sie erklären das Tier, dem Darwin sein letztes Buch widmete, zum «missing link», ohne dessen Zutun «unsere moderne Zivilisation nicht entstanden wäre». So viel Ehre für – den Regenwurm.

Genau genommen für den tief grabenden Regenwurm, Freund des Senkrechtbohrens. Dieser blühte nämlich erst so richtig auf, als die Menschen vor rund 12 000 Jahren sesshaft wurden und begannen, für die Versorgung ihrer wachsenden Gemeinschaften Wälder zu roden und Äcker anzulegen. Die neuen Nahrungsquellen freuten den Wurm, gleichzeitig war der Boden nun schonungslos dem Wetter ausgesetzt. Und so trieben ihn Hitze im Sommer und Kälte im Winter tief und tiefer unter die Erde. Das organische Material deponierte der Tiefschürfer an der Oberfläche und legte so über die Jahrtausende Schicht um Schicht der besonders fruchtbaren humusreichen Schwarzerde an.

Damit ermöglichte dieser ganz besondere Regenwurm das Entstehen von prähistorischen Grossstädten wie der Siedlung Maidanetske in der heutigen Ukraine, in der bereits im vierten Jahrtausend vor Christus Zehntausende zusammenlebten. So zumindest schliessen die Kieler Geoarchäolog:innen aus den 34 Bodenproben, die sie dort entnommen haben.

Und wer brachte sie auf die richtige Spur? Einmal mehr der grosse Evolutionsforscher Darwin, der im vorliegenden Fall nicht nur die Evolution, sondern sogar die Revolution, die agrarische, naturwissenschaftlich erklärte. Soll sie alle der Wurm holen, die Kreationist:innen dieser Erde!

… und die Anhänger:innen der Erde als Scheibe gleich mit
(denn wo käm der Wurm denn da hin).

TIPP DER WOCHE

Im Kampf gegen das Verschwinden

MALOCA, BRASILIEN, 1976. FOTO: CLAUDIA ANDUJAR

Fotografieren an der Schnittstelle von Kunst und Aktivismus: Seit 1971 begleitet Claudia Andujar die indigene Gemeinschaft der Yanomami im Amazonasgebiet Brasiliens fotografisch – und kämpft für deren Rechte. Die Yanomami sind existenziell bedroht. Landrodungen für Bergbau und Viehwirtschaft, aber auch die Pandemie verschärfen die Situation heute wieder neu. Andujars Lebensprojekt bleibt prekär, auch wenn ihre Fotografien das gefährdete Irdische mit Schönheit auffangen. DJ

«Claudia Andujar: Der Überlebenskampf der Yanomami». In: **Winterthur** Fotomuseum. Bis 13. Februar, www.fotomuseum.ch.

POP

Heimkommen als Simulation

Elischa Heller: «Unsere Kanten sind aus Samt». Blaublau Records. 2021.

Ein ratterndes mechanisches Geräusch und ein schwebender Drone verstellen das Gehör, bevor Fragmente eines Beats, einer prozessierten Stimme und eines Synthesizers dazwischen spuken. Hat man die letzten fünfzehn Sekunden des Stücks bereits im Ohr, in denen der sehnsüchtige Popsong mit einer Fanfare wie von einem Rave endlich Form annimmt, lässt sich die anfängliche Orientierungslosigkeit nur noch erahnen. Man hört das Stück auf seine knappe Erlösung hin, als beschwerliche Auferstehung eines Popsongs – als würden sich dessen verschüttete Essenzen aus der Geräuschkulisse befreien. Oder ist am Ende alles vertrackter, das ratternde Geräusch am Anfang das eines Filmprojektors und die angebliche Essenz bloss eine Projektion? Die freigelegte Stimme im Finale jedenfalls fühlt sich ertappt: «Ich hätte nie gedacht, dass du meine Entfernung kennst.»

Bereits in diesem ersten Stück, «Luna» heisst es, passiert unglaublich viel. «Unsere Kanten sind aus Samt», die erste EP von Elischa Heller, dauert nur knapp zwanzig Minuten, aber die sind so dicht gewoben und vielfältig gebrochen, dass sich immer wieder neue Perspektiven freilegen lassen. Heller ist Performancekünstler und Musiker bei der Luzerner Krautrockband Film 2; wenn er seine elektronische Musik auf die Bühne bringt, ist das eine Mischung aus beidem: ein entrücktes Ritual, in dem die emotionalen Energien aus Popsongs mobilisiert, aber auch ausgestellt und ausgebremst werden. So riesig die Sehnsucht ist, so unscharf bleibt ihr Ziel; die manchmal seltsam vertrauten Melodien und Samples klingen wie Wiedergänger von etwas, das nie war.

Es ist ein ständiges Aufgehen und Zerfallen, die verletzlichen Gesangsteile geniesst man umso mehr, weil sie bald tatsächlich verletzt werden. Das letzte Stück führt noch mal durch flimmernden Noise und einen aufdringlichen Maschinenbeat, bevor man plötzlich glaubt, vom unscharfen Bimmeln einer Kuhherde umgeben zu sein – Heimkommen als gespenstische Simulation. DAVID HUNZIKER